



**Oberster Trommler für die Wissenschaftsregion:
Prof. Dr. Manfred Prenzel, Vorsitzender des Wissenschaftsrats.
Taugt sein Modell sogar für die deutsche Wissenschaftspolitik
der nächsten Jahrzehnte?**

TEXT: Klaus Heimann

Die Stimmung ist locker, die Wege sind kurz, und die Ideen sprießen. So stellt sich Prof. Dr. Manfred Prenzel, im Nebenamt Vorsitzender des Wissenschaftsrats, funktionierende Wissenschaftsregionen vor. Prenzel, eigentlich Spezialist für empirische Bildungsforschung an der Technischen Universität München, will wissenschaftspolitisch keine kleinen Brötchen backen. Als er im Juni 2014 sein Amt als Chef der wichtigsten Beratungsinstanz von Bund und Ländern in der Wissenschaftspolitik übernahm, markierte er noch im selben Monat sein wichtigstes Projekt: Er will den Gedanken des regionalen Verbunds in der Wissenschaft als dritte hochschulpolitische Aufgabe neben Forschung und Lehre richtig stark machen.

Vor allem Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen sehen sich bisher nicht in der regionalen Verantwortung. Prenzel fragt sich: Warum pflegen die einen die Gemeinsamkeiten, während an anderen Orten das Feld noch brach liegt? Was sind die Erfolgsbedingungen für Kooperation auf regionaler Ebene? Wie sehen die Bedarfe, Potenziale und Grenzen aus? „Das alles sind Punkte, die wir uns aktuell in der Arbeit des

Wissenschaft im Dienst der Region?

**Wir stellen die Leitidee von
Wissenschaftsrat-Chef Manfred Prenzel
auf den Prüfstand.**



Kooperationen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft fördern die wirtschaftliche Stärke ganzer Regionen. Hochschulen sind Motoren des Fortschritts für ihr Umfeld

Prof. Dr. Johanna Wanka (CDU)
Bundesministerin für Bildung und Forschung

Wissenschaftsrats anschauen“, sagt Prenzel. Und er ist zuversichtlich: „Am Ende des Tages werden wir zeigen, dass es noch Potenzial gibt, das es lohnt zu heben.“

Der Geist des Silicon Valley

Den Kosmos der Wissenschaftsregionen, den gibt es schon länger. Natürlich kann nicht jede Region so erfolgreich sein wie das Silicon Valley in den USA. Kalifornisches Denken taugt zwar zur Inspiration, aber nicht als Kopiervorlage für Deutschland. Aber es gibt sie auch in Deutschland, die gelungenen Spitzencluster, Verbände, Kooperationen und Partnerschaften. Paradebeispiel: die Metropolregion Mittelfranken. Die Städte Nürnberg, Fürth und Erlangen erlitten einen wirtschaftlichen Herzinfarkt, als die Unternehmen Grundig, AEG oder Quelle komplett von der Bildfläche verschwanden. Unter Federführung der Industrie- und Handelskammer (IHK) agierten damals schon die acht mittelfränkischen Hochschulen in einer gut funktionierenden Interessengemeinschaft.

„Beutegemeinschaft“ mit Spitzen-Indikatoren

Am Anfang ging es um den Ausbau der Hochschulen. Später dann um die Entwicklung einer erfolgreichen Wissenschaftsregion. Dr. Robert Schmidt, Leiter des Geschäftsbereichs Innovation und Umwelt bei der IHK Nürnberg für Mittelfranken, war von Anfang an dabei und kennt das Interesse der Wirtschaft: „Wir brauchen starke Hochschulen, die junge Fachkräfte für die Region ausbilden und die ihre Forschungsergebnisse für den Technologietransfer bereitstellen.“ Den Gedanken der „Beutegemeinschaft“ findet Schmidt nicht unpassend, wenn er an den Beginn der Zusammenarbeit zurückdenkt. „Wir haben uns im Namen der Wirtschaft für die Interessen unserer Hochschulen stark gemacht“, ergänzt Dr. Elfriede Eberl, Forschungsreferentin bei der IHK.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Laut Zukunftsatlas des Marktforschungsunternehmens „Prognos“ ist der Anteil der Hochqualifizierten im bundesweiten Vergleich in Nürnberg-Fürth-Erlangen am größten. Und im Städteranking des Wirtschaftsmagazins „WirtschaftsWoche“ liegt die Region bei den Patentanmeldungen sogar auf Platz eins. Das Erfolgsrezept liegt für Eberl auf der Hand: Wer Innovationen in den Betrieben generieren will, der braucht Wissenschaft in unmittelbarer Nähe. Inzwischen gibt es zwölf IHK-Anwender-Clubs, „in denen ist der Wissens- und Technologietransfer der wichtigste Punkt“, berichtet Schmidt.

Prof. Dr. Joachim Hornegger, Präsidenten der Friedrich-Alexander-Universität (FAU) Erlangen-Nürnberg, kann der Lobby-Runde bei der IHK viel abgewinnen. „Die Frage, wie können wir den Forschungsstandort weiterentwickeln, interessiert natürlich die Hochschulen. Aber auch die Kammer als Vertreter der mittelständischen Wirtschaft und die Kommunalpolitiker“, so Hornegger. Der Region etwas zurückzugeben, das ist für Hornegger eine wichtige Antriebskraft. Dazu gehört für ihn, alles daranzusetzen, um „sehr gute Wissenschaftler und exzellente Studierende zu gewinnen.“

Eine Wissenschaftsmeile

Begeistert berichtet der Präsident vom jüngsten Projekt, der „Wissenschaftsmeile Nürnberg“. „Die Wissenschaftsmeile wird die Sichtbarkeit des Forschungsstandorts international noch einmal erhöhen“, ist Hornegger überzeugt. Die Nürnberger und die Fürther Straße, die die beiden Städte der Metropolregion verbindet, soll die Visitenkarte der Wissenschaftsregion abgeben. Wie an einer Perlenschnur aufgereiht sind hier Institute der FAU, der Technischen Hochschule Nürnberg, die Fraunhofer-Einrichtungen und Forschungsabteilungen von Unternehmen. Es ist eine durch und durch historische Magistrale: Hier dampfte der Adler, die erste Eisenbahn in Deutschland, und im Justizpalast, Fürther Straße 110, fanden die Nürnberger Prozesse gegen die Kriegsverbre-



Im Silicon Valley ist die Stanford-Universität einer der Haupttreiber. Für die Wissenschaftsregion Mittelfranken ist das unsere Aufgabe

Prof. Dr. Joachim Hornegger

Präsident der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg



cher des Nationalsozialismus statt. Der ursprünglich regionale Verbund der fränkischen Hochschulen hat zusätzliche Partner bekommen. Inzwischen sind das Fraunhofer-Institut für integrierte Schaltungen und das für integrierte Systeme und Bauelemente-Technologie, das Helmholtz Institut für Erneuerbare Energien und das Max-Planck-Institut für die Physik des Lichtes hinzugekommen. Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen sind in der Wissenschaftsszene ein gewichtiger Faktor. Bundesweit arbeiten hier rund 100.000 Forscher/innen und Forscher, und 12,5 Milliarden Euro fließen jedes Jahr in die „Außeruniversitären“.

Mehr Arbeitsplätze als vor der Krise

Den Franken ist es gelungen, inhaltliche Schwerpunkte zu definieren. Gemeinsame inhaltliche Ziele, das sind die wichtigsten Bedingungen für erfolgreiche Wissenschaftsregionen. Verkehr und Logistik, Energie und Umwelt oder neue Materialien, das sind die technologischen Kompetenzfelder in Mittelfranken. Der Bereich Medizin und Gesundheit, angeführt von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, schaffte mit Medical Valley in Erlangen den Sprung in die erste Liga Deutschlands. Aktuell wird in 40 Projekten an medizintechnischen Produkten und Dienstleistungen gearbeitet. Dutzende von mittelständischen Betrieben aus dem Feld Gesundheit und Medizin haben sich zusätzlich angedockt.

Das Beispiel Nürnberg-Fürth-Erlangen belegt eindrucksvoll: Wissenschaft mehrt den Wohlstand der Region. Mit dieser Politik gelang es, die Arbeitsplatzverluste der Vergangenheit wettzumachen. Inzwischen gibt es sogar mehr Arbeitsplätze als vor der Krise. War die Wirtschaftsförderung bislang mehr oder weniger erfolgreich damit beschäftigt, potente Unternehmen anzulocken, ist das heute ganz anders. Der Hotspot heißt: Wissenschaftstransfer.



Von Stanford lernen

Je besser die Region in der Wissenschaft aufgestellt ist, umso attraktiver ist sie: für Studierende, junge Wissenschaftler/innen, Start-ups. Das sind allemal die Pfadfinder auf der Suche nach Neuem. Konzerne wie Google, Apple, Cisco, Hewlett Packard, Facebook oder Amazon haben so angefangen. Und jetzt? Google und Apple sind so viel Wert wie alle 30 Unternehmen im Deutschen Aktienindex (DAX 30) zusammen. Heute arbeiten und forschen sie alle im Silicon Valley in enger Verknüpfung mit der privaten Stanford University, eine der besten Universitäten der Welt.

FAU-Präsident Hornegger hat selbst als Informatiker das Zusammenspiel von Hochschule und Unternehmen im Silicon Valley erlebt. In seiner Zeit als Gastwissenschaftler in Stanford hat er beobachtet, welche Rolle Wissenschaft spielen kann. „Im Silicon Valley ist einer der Haupttreiber der Entwicklung die Universität in Stanford. Sie interagiert mit der Industrie und entwickelt so das Tal weiter.“ Und dann ergänzt er: „Und das ist auch unsere Aufgabe. Wir übernehmen als Universität der Region eine zentrale Rolle in der Weiterentwicklung.“ Die FAU setzt auf einen eigenen, nachhaltigen Weg. Die neuen Produktions- und Arbeitsmodelle docken an der gewachsenen industriellen Struktur und dem bewährten deutschen Sozialmodell an.



Die Wirtschaftskraft in Wissenschaftsregionen ist um 20% höher

Prof. Dr. Andreas Schlüter

Generalsekretär des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft

Wissenschaftsregionen: Die Wettbewerber

-  Internationale
-  Bodensee
-  Hochschule



DIE EXKLUSIVEN UNI-VERBÜNDE

Die Zusammenarbeit mehrerer Universitäten in der Region steht bei diesem Typus von Wissenschaftsregionen im Mittelpunkt. Dafür steht beispielhaft die Universitätsallianz Ruhr (UA-RUHR), die Zusammenarbeit der Universitäten Dortmund, Bochum und Essen-Duisburg, oder die strategische Allianz Rhein-Main-Universitäten mit Frankfurt am Main, Darmstadt und Mainz. Diese exklusive Form der Kooperation setzt auf Synergien zwischen den Unis, schließt aber viele Akteure der Wissenschaft in der Region aus. Sie nehmen noch nicht einmal die Fachhochschulen mit ins Boot. Das geht auch anders. Das zeigt die Internationale Bodensee-Hochschule (IBH), ein grenzüberschreitender Verbund von 30 Universitäten und Fachhochschulen aus Deutschland, Liechtenstein, Österreich und der Schweiz.

DIE ERFOLGREICHEN

Seit dem Jahr 2008 setzt das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen seiner Hightech-Strategie auf Spitzencluster. 1.300 Förderprojekte arbeiten in 15 regionalen Spitzenclustern. So wie beispielsweise das Biotechnologie-Cluster „Medizin gegen Krebs“ in der Region Rhein-Neckar (BioRN) oder das Cluster AVIATION zur Luftfahrttechnik in der Region Norddeutschland. Die Spitzencluster haben national wie international große Strahlkraft. Ähnlich arbeiten die neun Forschungscampusse. Im Campus „Open Hybrid Lab Factory“ in Wolfsburg geht es um Leichtbau und innovative Werkstoff- und Fertigungstechnologien, und bei der „ARENA 2036“ in Stuttgart geht es um Leichtbau. Im Kern dieser Projekte geht es immer um die Kooperation von Wissenschaft und Wirtschaft in regionalen Zusammenhängen.

Open Hybrid
LabFactory e.v.

ARENA2036



PRO LOEWE

Netzwerk der
LOEW -

DIE FÖRDERER

Wissenschaftsregionen beinhalten auch die Chance einer Renaissance der Länder in der Wissenschaftspolitik. Das Land Hessen fördert thematisch fokussierte Forschungsverbünde (Pro LOEWE) zwischen Universitäten, Fachhochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Bereits bestehende wahrnehmbare wissenschaftliche Kerne werden zu örtlichen und regionalen Zentren ausgebaut. Auch das Modell „Leibniz-Wissenschafts-Campus“ will das oft bemängelte Nebeneinander von universitärer und außeruniversitärer Forschung aufbrechen. Die Leibniz-Gemeinschaft unterstützt so angelegte Projekte.

DIE MUTIGEN

Die Hochschulen als Partner für die Entwicklung in der Region wollte die Industrie- und Handelskammer (IHK) Nürnberg gewinnen. Deshalb hat sie die Interessengemeinschaft Hochschulen Region Nürnberg (igh) gegründet und vorangetrieben; in unserem Text haben wir sie als „Metropolregion Mittelfranken“ vorgestellt. In der Gemeinschaft, die die Kammer auch managt, sind alle acht regionalen Hochschulen und die Wirtschaft vertreten. Ziel ist es, die Kooperations- und Synergiepotenziale der Hochschulen untereinander sowie die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit der regionalen Wirtschaft zu nutzen. Unter dem Dach der „Wissenschaftsregion NordOst“ haben sich neun Hochschulen und Forschungseinrichtungen zusammengeschlossen, um die Vernetzung von Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur im östlichen Mecklenburg-Vorpommern zu befördern und die zentrale Bedeutung der Wissenschaft für die Region sichtbar zu machen.



**Interessengemeinschaft
Hochschulen
Region Nürnberg**

DIE TROMMLER

Manchmal geht es schlicht um Wissenschafts-Marketing. So bei der Wissenschaftsregion Bonn. Gemeinsam bilden die Stadt Bonn und die benachbarten Kreise mit Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen die Wissenschaftsregion Bonn. Gemeinsam tritt man auf internationalen Leitmessen auf, die Bonner Wissenschaftsnacht geht gemeinsam über die Bühne, und bei Fachveranstaltungen treffen sich die Partner. Viel mehr ist nicht.

DIE GESCHEITERTEN

Das mit den Wissenschaftsregionen klappt nicht immer; es gibt auch Scheitern. So in Sachsen: Die im Sächsischen Hochschul-Entwicklungsplan 2020 ausgerufenen vier Cluster-Regionen (Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freiberg) sind in der Fortschreibung der Planung nicht mehr zu finden. Die Idee der ehemaligen Wissenschaftsministerin Sabine Irene Freifrau von Schorlemer (2009 bis 2014, parteilos), die Regionen bei Internationalisierung, Synergien und Wissenstransfer zu vernetzen, verfolgt Nachfolgerin Eva-Maria Stange (SPD) so nicht mehr. Im Norden ist die Idee des Wissenschaftsministeriums einer Niedersächsischen Technischen Hochschule (NTH) gescheitert. Der versuchte Zusammenschluss von TU Braunschweig, TU Hannover, TU Clausthal zu einem schlagkräftigen Netzwerk stieß auf das Desinteresse der Universitäten. Fazit: Top-down verordnete Wissenschaftsregionen funktionieren nicht.

:wissenschaftsregion bonn 

Mehr Wirtschaftskraft, weniger Arbeitslosigkeit

Ökonomen der London School Economics (LSE) haben die Effekte von Wissenschaft sogar in Euro berechnet. Wenn es gelingt, die Forschung in Hochschulen, außeruniversitären Einrichtungen und in den Unternehmen zu fokussieren und zu bündeln, dann steigt die Wirtschaftsleistung pro Kopf im Schnitt um vier Prozent. Hört sich nicht viel an, sind aber immerhin 121 Milliarden Euro für Deutschland. Und Prof. Dr. Andreas Schlüter, Generalsekretär des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft, ergänzt, dass die Arbeitslosigkeit in starken Wissenschaftsregionen im Durchschnitt ein Drittel niedriger ist. Und: „Die Wirtschaftskraft ist pro Kopf um ein Fünftel, etwa 4.000 Euro, höher als im Bundesdurchschnitt“, erklärte er auf einer Tagung des Stifterverbands im Februar 2016 in Berlin.

Auf Daten des Stifterverbands berief sich auch Bundesbildungsministerin Prof. Dr. Johanna Wanka (CDU), als sie bei der Jahresversammlung der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) im Mai 2016 in Berlin sprach. Sie sagte: „Kooperationen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft fördern die wirtschaftliche Stärke ganzer Regionen: Laut einer Studie des Stifterverbands verbessern Hochschulen in ihren Regionen das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf im Schnitt um knapp 4.500 Euro, senken die Arbeitslosigkeit um 3,1 Prozentpunkte und steigern das Patentaufkommen um rund 13 Prozent, jeweils gemessen am bundesdeutschen Durchschnitt. Hochschulen sind somit Motoren des Fortschritts für ihr Umfeld.“ Wankas Loblied hat einen guten Grund: Im Koalitionsvertrag von Schwarz-Rot steht, man wolle regionale Verbände stärker fördern.

Wissenschaftsregionen können sich auch deshalb gute Perspektiven erarbeiten, weil die Wirtschaft sich inzwischen in der Forschung anders aufstellt, erläutert FAU-Präsident Hornegger. „Vor zwanzig Jahren haben starke Unternehmen ihre Innovationen im eigenen Hause betrieben.“ Man hatte 200 Wissenschaftler, die haben geforscht und entwickelt. Heute sei durch die globale Vernetzung der Zugriff auf Informationen, auf neues Wissen, nicht mehr zu monopolisieren. „Irgendeiner stellt seine Forschungsergebnisse ins Netz und dann sind sie sofort weltweit verfügbar.“ Viele Innovationen entstünden heute außerhalb der Unternehmen. Deshalb seien sie darauf angewiesen, sich in andere, vor allem hochschulische Netzwerke einzubinden. „Und wir haben verstanden, dass die Innovationstreiber der Zukunft die Start-ups sind, die wir aus den Hochschulen heraus gründen. Wir vermitteln den Studierenden, dass sie sich

mit unserem Abschluss nicht unbedingt bei großen Firmen bewerben sollen, sondern sich sehr wohl zutrauen können, in unserem Umfeld etwas Neues aufzusetzen.“

Erfolgreiche, Mutige, Gescheiterte

Der Kosmos der Wissenschaftsregionen in Deutschland jenseits der Metropolregion Mittelfranken ist bunt und vielgestaltig. Schnell sind 60 regionale Akteure, Orte und Institutionen identifiziert. Das „Who's Who“ der deutschen Wissenschaftsregionen dekliniert sich so: Es gibt die Erfolgreichen, die Verbandelten, die Förderer, die Mutigen, die Gescheiterten, die Trommler, die Vordenker und die Unterstützer (vgl. die Info-Infografik).

Aber: Wissenschaft im Dienst für Region? Ist das überhaupt eine angemessene Aufgabenstellung? Wissenschaft soll doch die großen Probleme der Menschheit lösen: Wie verhindern wir Krieg? Wie retten wir das Klima? Wie erreichen wir, dass alle Menschen sauberes Trinkwasser haben? Dahinter fallen doch Fragen nach der Wohlfahrt in der Region weit zurück. Wissenschaftsrat-Chef Prenzel jedenfalls akzeptiert den vermeintlichen Gegensatz zwischen Spitzenforschung und regionalem Verbund nicht. „Beide Perspektiven lassen sich gut miteinander vereinbaren“, sagt er, und fügt hinzu: Wissenschaftspolitisches Interesse für Regionen sei auch in Zeiten starker Internationalisierung nicht Ausdruck für provinzielles, rückwärtsgewandtes Denken. „Im Gegenteil: Regionale Kooperationen sind ebenso notwendig wie internationale.“



**Es reicht nicht, eine Struktur vorzugeben.
Die Lektion haben wir gelernt**

Gabriele Heinen-Kljajic (Bündnis 90/Die Grünen)
Niedersächsische Ministerin für Wissenschaft und Kultur



Die Humboldtsche Welt der Einsamkeit und Freiheit als Idee für die deutsche Universität reicht nicht mehr

Prof. Dr. Detlef Müller-Böling

ehemaliger Geschäftsführer des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE)



Zusammenarbeit statt Einsamkeit

Unterstützung gibt es von Prof. Dr. Detlef Müller-Böling, dem ehemaligen Rektor der Universität Dortmund und langjährigen Leiter des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) in Gütersloh. Er hat die Bedeutung der Region als wissenschaftliches Handlungsfeld relativ spät entdeckt. Seine Studie von 2011, im Auftrag der Stiftung Mercator in Essen, vergleicht die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Regionen Zürich, München, Berlin mit dem Ruhrgebiet. Für Müller-Böling ist ganz wichtig, dass die Professor/innen bereit sind zu kooperieren. „Wir kommen aus der Humboldtschen Welt der Einsamkeit und Freiheit als Idee für die deutsche Universität. Aber das reicht nicht mehr. Es braucht die Zusammenarbeit mit dem anderen. Ich sehe, dass viele Wissenschaftler dies inzwischen erkannt haben.“ Das ist eine wichtige Voraussetzung für den aktuellen Erfolg der Wissenschaftsregionen: Die Wissenschaftler/innen, also diejenigen, die die Kärnerarbeit machen, wollen ihrem Umfeld zum Erfolg verhelfen.

Das klappt allerdings nicht immer. In Niedersachsen und im Freistaat Sachsen sind Versuche, Wissenschaftsregionen zu etablieren, gescheitert. In beiden Fällen waren es Top-down-Modelle aus den Wissenschaftsministerien. So stampfte das Land Niedersachsen nach sechs Jahren Laufzeit den umstrittenen Hochschulverbund Niedersächsische Technische Hochschule (NTH) ein. Das war die Allianz der drei Hochschulen TU Braunschweig, TU Clausthal und Universität Hannover. Die niedersächsische Wissenschaftsministerin Gabriele Heinen-Kljajic zog die Notbremse: „Wir haben die Lektion gelernt, dass es nicht reicht, eine Struktur vorzugeben und dann zu erwarten, dass die Akteure darin erfolgreich wirken werden.“

Top-down funktioniert nicht

Eine ähnliche Erfahrung machten die Hochschulpolitiker in Sachsen. Der Freistaat verordnete schon im

Jahr 2011 in seinem „Hochschul-Entwicklungsplan 2020“ die Idee der Wissenschaftsregionen für Dresden, Leipzig, Chemnitz und Freiberg. Nicht nur für den regionalen Zuschnitt gab es verbindliche Vorgaben, ebenso für die Arbeitsgebiete: Internationalisierung, Synergien und Wissenstransfer. Im jetzt fortgeschriebenen Hochschulplan 2025 findet sich der Begriff Wissenschaftsregionen nicht mehr.

Andreas Friedrich, Pressesprecher des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst, sagt, dass die Vorgaben zu starr waren und in der Praxis scheiterten. „Netzwerke soll es auch in Zukunft geben, die müssen aber auf den eigenen Antrieb der Hochschulen zurückgehen“, so Friedrich.

So wie in der Landeshauptstadt. Hier operiert „DRESDEN-concept“ erfolgreich. Dieser Hochschul-Verbund von jetzt 20 Partnern setzt auf Synergien in den Bereichen Forschung, Ausbildung, Infrastruktur und Verwaltung. Um diesen Schatz zu heben, bedarf es eines Dreiklangs aus „förderlichen Strukturen, räumlicher Nähe und einer persönlichen Verbundenheit der treibenden Personen im Netzwerk.“ Das erläuterte Prof. Dr. Hans Müller-Steinhagen, der Rektor der Universität Dresden, auf einer Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin.

Nach der Schuldenbremse: Prenzels Modell?

Für den Wissenschaftsrat-Vorsitzenden Manfred Prenzel ist mehr Kooperation auch aus anderen Gründen angesagt: Bereits jetzt sei erkennbar, wie die Rahmenbedingungen für die Wissenschaft in Deutschland sich in den nächsten Jahren verändern. Die Studierendenzahl würde nicht weiter so wachsen, und die beschlossene Schuldenbremse der Länder treffe auch die Hochschulen. Das System Hochschule sei spätestens dann gefordert, zu zeigen, wie durch gemeinsame Nutzungskonzepte bei teuren Einrichtungen oder in der Lehre Gelder einzusparen sind. „In einer solchen Situation sind neue Organisationsformen, wie regionale Verbünde, gefragt“, erklärt Prenzel. „Es hilft nicht, wenn jeder für sich strampelt, notwendig sind gemeinsame Ansätze.“ Wie die konkret aussehen, das wird der Wissenschaftsrat Anfang 2017 zeigen. Zum Ende seiner Zeit als Vorsitzender präsentiert der oberste deutsche Wissenschaftslobbyist Prenzel dann sein Vermächtnis: Perspektive Wissenschaftsregion.



DER AUTOR

Dr. Klaus Heimmann ist freier Journalist und Moderator in Berlin. Er schreibt zu den Themen Bildung, Arbeitswelt und Karriere